



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., H.: Jena. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jena

2



egen das Manifest wie überhaupt gegen den übereilten Ausbruch eines weder diplomatisch noch militärisch hinreichend vorbereiteten Krieges, den man eigentlich seit zwei Jahren wollte, aber vor der Ausführung immer wieder zurückschreckte, sind gleich bei der Veröffentlichung sehr viele Vorwürfe erhoben worden. Lombard scheint das vorausgesehen zu haben, er sprach sich am nächsten Tage sehr eingehend zu Geng darüber aus. Als dieser ihm die Frage stellte: „Wenn Sie von der Unmöglichkeit, den Krieg zu vermeiden, so fest überzeugt waren, so begreife ich nicht, warum Sie so manchen entscheidenden Zeitpunkt veräußerten, in dem sich der König unter den vorteilhaftesten Ausichten darauf einlassen konnte?“ — gestand Lombard in seiner Erwiderung, er habe sich im Jahre 1803 bei seiner Sendung nach Brüssel*) durch Napoleon täuschen lassen, aber noch vor Ablauf des Jahres sei seine Täuschung verschwunden gewesen, da er den Charakter und die Absichten Napoleons durchschaut habe. Unter dieser Voraussetzung, bemerkt Hüffer, wäre Lombards Verhalten in den Jahren 1804 und 1805 in der Tat nicht zu entschuldigen gewesen. In Wirklichkeit seien ihm die Augen erst im Frühling 1806 aufgegangen, da erst habe er erkannt, daß er in Brüssel von Napoleon getäuscht worden sei, und von da ab datiere seine Erbitterung. Auf die weiteren Bemerkungen von Geng erwiderte Lombard: „Sie wundern sich, daß ich bei so vielen dringenden Beweggründen nicht auf einem Wechsel des Systems bestanden habe. Kennen Sie den König? Meine Rechtfertigung liegt ganz und gar in dieser Frage. Was hätten Sie getan, einen Herrscher zum Kriege zu bewegen, der schon den Gedanken daran verabscheut, und der, was das schlimmste ist, sich außerstande glaubt, ihn

*) Lombard war im Juli 1803 vom Könige mit einem Schreiben an den damaligen Ersten Konful, General Bonaparte, nach Brüssel geschickt worden, um der Belästigung der Hansestädte durch die Franzosen sowie der Störung des Handels auf der Elbe und der Weser und der französischen Besetzung von Cuxhaven und Nisgebüttel ein Ende zu machen. Lombard wurde von Napoleon nicht ernst genommen, um so mehr als der neue französische Gesandte Laforest aus Berlin berichtet hatte, „der König ist furchtsam und von furchtsamen Leuten umgeben“. Lombard erreichte seinen Zweck nicht, kam aber enthusiastisch über Bonapartes Persönlichkeit und dessen gute Absichten über Preußen und seinen König nach Berlin zurück. Napoleon hatte ihn dupiert und — es ist wohl nicht zu viel gesagt — als einen Narren behandelt, der Vergötterung entsprechend, in der sich Lombard ihm gegenüber gestiel.

führen zu können? Das ist das große Geheimnis unsrer Unentschlossenheit und aller unsrer Verlegenheiten. Die preußische Monarchie ist nicht organisiert wie andre Staaten. Bei uns müssen zur Kriegszeit alle Regierungszweige in der Armee ihren Mittelpunkt finden. Der König kann demnach den Oberbefehl keinem andern anvertrauen, er wäre nichts mehr, wenn er nicht an der Spitze seiner Truppen erschiene. Nun wohl dieser König, den niemand so sehr schätzt und anbetet wie ich, hat das Unglück, kein geborner General zu sein. So gut wie andre sah auch er seit langer Zeit, daß der gegenwärtige Stand der Dinge nicht dauern könne, daß er gern oder ungern den Degen ziehen müsse. Aber er hat immer mit sich selbst kapituliert, immer hat er sich geschmeichelt, daß irgendeine Katastrophe, unabhängig von seinen Entschlüssen, das Problem lösen würde. Endlich, als die Verlegenheiten sich mehrten, als das ganze Land mit lauter Stimme ein verändertes System forderte, als er den Augenblick kommen sah, wo er mit seiner Meinung allein stehn würde, da gab er nach, doch ganz gegen seinen Willen; dafür stehe ich ein.“ Lombard fügte weiter hinzu, daß er von den düstersten Ahnungen gequält sei. Das Heer sei schön und tapfer, doch wo sei der mächtige Geist, seine Bewegungen zu leiten. Zum Herzog von Braunschweig könne man nicht länger Vertrauen haben, welche Vorstellung könne man sich von seinen Plänen machen? Lombard war damals schwer leidend, an Händen und Füßen gelähmt, sodaß er sich nur mühsam von einem Stuhl zum andern schleppen konnte. Er war darum einigermaßen im Recht, wenn er hinzufügte, er wünsche sich bei seiner Besorgnis über den Ausgang fast Glück wegen seiner Gebrechen, weil sie ihm eine ehrenvolle Veranlassung gäben, sich zu entfernen. Vielleicht habe seine körperliche Schwäche auch Mut und Hoffnung in ihm vernichtet, aber wie es auch sei, er wolle nicht bei der Explosion zugegen sein. Das erste Unglück sei hinreichend, ihn zu töten; sich in Berlin begraben zu lassen, sei alles, was er wünsche. Genz fügt hinzu, Lombard habe diese letzten Worte in höchster Aufregung gesprochen: „Ich sah ihn völlig erschöpft und war nicht willens, ein Gespräch fortzusetzen, aus dem ich nur zuviel schon erfahren hatte, deshalb ergriff ich den ersten Vorwand, ihn zu verlassen.“ Am 11. Oktober trat das ganze diplomatische Hauptquartier die Rückreise nach Berlin an, Lombard mit ihm, am 15. abends traf er in Berlin ein. General von Knobelsdorf war mit dem Briefe des Königs an Napoleon gesandt worden, er sollte ihn zugleich mit einer Note übergeben, die den Rückzug der französischen Truppen aus Süddeutschland und volle Freiheit für die Bildung eines norddeutschen Bundes forderte; im Falle der Verweigerung sollten die Feindseligkeiten am 8. Oktober beginnen. Talleyrand nahm die Schriftstücke am 5. Oktober in Mainz in Empfang, am 7. Oktober nahm Napoleon sie in Bamberg entgegen, er war am 24. September zur Armee nach Deutschland abgereist. Schnell die Situation erfassend, umging er die preußische Armee in der linken Flanke, um sie nicht allein von ihren Magazinen in Raumburg, Merseburg und Halle, sondern auch von Berlin und den östlichen Provinzen abzuschneiden. Am 10. Oktober

fand der erste Zusammenstoß bei Saalfeld statt, wo die Vorhut des linken preussischen Flügels von überlegnen Kräften angegriffen wurde, und wo Prinz Louis Ferdinand fiel. Am 14. folgte die Entscheidung. Sowohl bei Jena als bei Auerstedt war der Beginn des Kampfes für die preussischen Waffen glücklich. Aber bei Jena zerschellte das Heer an der französischen Übermacht und der völlig unzureichenden Oberleitung. Müchels verspätetes Eintreffen vermochte die Schlacht nicht wiederherzustellen; bei Auerstedt war es die schwere Verwundung des Herzogs von Braunschweig, mit dem die Einheit des Befehls verloren ging; die einzelnen Truppenteile erschöpften sich in nutzlosen Anstrengungen und verließen schließlich in Verwirrung das Schlachtfeld. Dem geschlagenen Heere blieb nur auf weiten Umwegen der Rückzug nach Magdeburg und zur Elbe, während der Weg nach Berlin dem Sieger offen stand.

Als Lombard am 15. Oktober in Berlin eintraf, lagen dort erst die bis zum Mittag des 14. reichenden noch günstigen Nachrichten vor. Im Laufe des folgenden Tages nahm die Beforgnis zu, und am 17. traf der Kapitän Dorville aus dem königlichen Hauptquartier ein mit Nachrichten für den Minister Grafen Schulenburg, die über die Niederlage des Heeres vollen Aufschluß gaben. Die allgemeine Bestürzung und Erbitterung war der geeignete Nährboden für die Gerüchte, die behaupteten, Lombard sei von den Franzosen bestochen und habe im Einvernehmen mit dem französischen Gesandten Laforest*) — mit dem er allerdings einen auffallend intimen Verkehr gepflogen hatte — jede wirksame Vorbereitung zum Kriege verhindert, die Sendung Krusensterns nach Petersburg verzögert und den rechtzeitigen Abmarsch der russischen Hilfstruppen hintertrieben. Nachdem ihm auch der Stadtpräsident erklärt hatte, daß er für seine Sicherheit nicht einstehn könne, entschloß sich Lombard zur Abreise und verließ am Nachmittag mit seiner Familie Berlin. Am 19. Abends traf er in Stettin ein, wo sich schon die Königin mit ihrer Schwester, der Prinzessin Solms, ihrer Schwägerin, der Prinzessin von Dranien, und der Erbprinzessin von Weimar, der Schwester des Kaisers Alexander, befand. Es ist bekannt, daß die Königin die gegen Lombard gerichteten Denkschriften gebilligt hatte, sie war eine entschiedne Gegnerin der Kabinettsregierung geworden, und auch sie hielt Lombard für den Anstifter alles Unheils, das über den Staat hereingebrochen war. Am Morgen des 20. Oktobers meldete er sich bei der Königin. Was im Laufe dieser Unterredung vorgegangen, ist nicht authentisch festgestellt, eine Viertelstunde nach seiner Entlassung wurde er auf Befehl der Königin verhaftet, wie damals verlautete, auf Veranlassung der Erbprinzessin von Weimar, die mit der Behauptung auftrat, daß Lombard wichtige königliche Depeschen an ihren Bruder böswillig vierzehn Tage lang zurückgehalten habe. Auch seine Papiere wurden durchsucht und mit Beschlagnahme belegt. Noch

*) Es ist das derselbe Laforest, der sich im Februar 1806 zu Talleyrand rühmte, Preußen von Schritt zu Schritt in die Schlinge geführt zu haben, aus der es sich jetzt nicht mehr befreien könne. Vgl. bei Hüffer a. a. D. S. 183. 197. 205 usw.

im Laufe des Tages begab sich die Königin von Stettin nach Küstrin, um dort mit dem Könige zusammenzutreffen. Erst am 22. erfuhr Beyme dort von dem Vorgang, eilte zum Könige, der entrüstet den Stettiner Behörden sofort aufgab, Lombard auf der Stelle in Freiheit zu setzen, das Publikum über die Ungerechtigkeit der Beschuldigungen, womit es diesen ausgezeichneten und verdienten Staatsdiener überhäufe, zu belehren und für die Sicherheit seiner Person und seiner Angehörigen die zweckmäßigsten Maßregeln zu nehmen. Auf den Bericht der Stettiner Behörden erteilte der König diesen unter dem 25. Oktober einen scharfen Verweis, der Lombard durch eine besondere Kabinettsorder abschriftlich mitgeteilt wurde.

Währenddessen zog Napoleon in schnellem Vorschreiten die Konsequenzen des Sieges von Jena. Er hatte zwei Tage vor der Schlacht am 12. Oktober noch ein Schreiben an den König gerichtet, das in versöhnlichem Tone gehalten gewesen sein soll, vielleicht um den König wankend zu machen. Es gelangte erst am Morgen des Schlachttages in die Hände Friedrich Wilhelms. Daran anknüpfend ließ der König am Tage nach der Schlacht um Waffenstillstand bitten, was abgelehnt wurde, und am 18. schickte er aus Magdeburg den bisherigen preussischen Gesandten in Paris, Marchese Lucchesini, mit einem Friedensantrag an Napoleon. Lucchesini wurde nicht einmal vorgelassen, aber Duroc, der Vertraute Napoleons, forderte in Kemberg, wo er mit dem Gesandten zusammentraf, die Abtretung aller preussischen Gebiete links von der Elbe, Ausschließung Preussens von jeder Verbindung mit den übrigen deutschen Staaten, die sämtlich dem Rheinbunde angeschlossen werden sollten, und eine Kriegsentschädigung von 100 Millionen Franken. Der König erhielt diese Bedingungen erst am 25. Oktober in Küstrin. Tags darauf sandte er den General von Zastrow in das französische Hauptquartier, während er sich selbst nach Stargard begab. Napoleon blieb unerschütterlich und hatte zur Nachgiebigkeit um so weniger Grund, als sich die Lage Preussens von Tag zu Tag verschlechterte. Eine Reihe nachteiliger Gefechte vollendete die Auflösung des Heeres, der Staatsorganismus versagte vollständig. Am 24. Oktober rückten die Franzosen in Potsdam ein, Spandau ergab sich am folgenden Tage ohne jeden Widerstand, am 27. Nachmittags hielt Napoleon seinen Einzug in Berlin. Am 28. Oktober kapitulierte Fürst Hohenlohe bei Prenzlau, am nächsten Tage ergab sich Stettin mit einer Besatzung von 5000 Mann und reichen Vorräten. Unter diesen Umständen erklärten sich die preussischen Unterhändler Lucchesini und Zastrow am 30. Oktober zu Charlottenburg bereit, die französischen Forderungen als Grundlage einer Friedensverhandlung anzunehmen. Am 1. November ergab sich Küstrin, das der König wenig Tage zuvor verlassen hatte, am 7. November mußte Blücher mit dem letzten Rest des Feldheeres nach ehrenvollem Widerstande wegen gänzlicher Erschöpfung von Lebensmitteln und Munition bei Lübeck kapitulieren, zugleich fiel auch Magdeburg mit einer Besatzung von 24 000 Mann.

Der König war inzwischen in Graudenz eingetroffen und hatte dort eine Konferenz von Staatsmännern und Generalen um sich versammelt, an der auch die Prinzen, seine Brüder, teilnahmen. Man entschied sich für die Annahme der Bedingungen, und Friedrich Wilhelm schrieb an den Kaiser noch einmal im Tone alter Freundschaft und Vertraulichkeit. Die unerwarteten Erfolge hatten jedoch Napoleons Ansprüche ins Ungemessene gesteigert. Am 16. November übergab Duroc den preußischen Bevollmächtigten einen neuen Entwurf, nicht für den Frieden, sondern nur für einen Waffenstillstand. Alle preußischen Truppen sollten sich hinter die Weichsel zurückziehen, Thorn, Graudenz, Kolberg und Danzig, ferner Hameln und Mienburg, der größte Teil von Schlesien mit Glogau und Breslau sollte den Franzosen eingeräumt werden, ferner sollte Preußen die heranziehenden Russen zum Rückzug über ihre Grenzen nötigen und während der Verhandlung keine fremden Truppen in sein Gebiet einlassen. Am 16. November unterzeichneten Lucchesini und Zastrow diese Bedingungen, um noch Schlimmeres zu verhüten. Der König hatte sich an demselben Tage nach Osterode begeben, um den heranziehenden russischen Truppen näher zu sein. Dort versammelte er am 21. November von neuem eine Konferenz, in der sich zwar die Mehrheit der Anwesenden für die Annahme des Waffenstillstandes aussprach, der König aber für die Verwerfung den Ausschlag gab. Er hatte sich selbst wiedergefunden, ein Schreiben des Kaisers Alexander, worin dieser in den dringendsten Worten zur Standhaftigkeit aufforderte mit dem Versprechen, an der Spitze von 140 000 Mann zur Hilfe zu kommen, bestärkte ihn in dieser Richtung und wog schwerer als alle Bedenken. Der König verwarf den Waffenstillstand. Duroc, der am folgenden Tage in Osterode ankam, um die Ratifikationen auszuwechseln, kehrte mit der ablehnenden Antwort zu Napoleon zurück, während sich der König in das russische Hauptquartier nach Pultusk begab.

Hüffer nennt mit Recht diesen Entschluß einen der folgenreichsten in der Geschichte Preußens. Nach vielen Schwankungen während der letzten Jahre entschied sich der König erst in Osterode endgiltig für die Verbindung mit Rußland, die mit geringen Unterbrechungen mehr als siebenzig Jahre gedauert und die Geschieße Europas während dieser Zeit zum großen Teil bestimmt hat. Das Einzige, was der König in diese Allianz mitbrachte, waren der durch den Minister vom Stein aus Berlin nach Königsberg gerettete Staatsschatz und die schwachen Truppenteile, die aus den ostpreußischen und den pommerschen Garnisonen sowie durch Aushebungen, Aufnahme von Flüchtlingen usw. hatten formiert werden können, Truppen, die sich während der Winterkämpfe bei Pultusk, bei Eylau, Heilsberg und Friedland vorzüglich bewährten und die Ehre der preußischen Waffen wiederherstellten. Der ganze von Franzosen besetzte Teil des preußischen Staates und seine Hilfsquellen waren für den Krieg natürlich verloren. Vor der Abreise des Königs zur Armee war auf Grund einer vom Kabinetssrat Beyme entworfenen Instruktion aus den in Berlin zurückbleibenden Ministern

ein „großer Staatsrat“ als Vereinigungspunkt für die innern Landesbehörden gebildet worden, aber mit so beschränkten Befugnissen, so abhängig vom königlichen Kabinet, daß Minister vom Stein jede Beteiligung ablehnte und sich mit Krankheit entschuldigte. Von einer Tätigkeit dieser Behörde hat denn auch nichts verlautet, Napoleon ersekte sie schon am 3. November durch eine Generaladministration. Aber auch in der unmittelbaren Umgebung des Königs hatte unter den erschütternden Ereignissen der Dienst versagt. Es kam vor, so berichtet Hüffer, daß der König, als er von Küstrin abreiste, die Vollmacht für Zastrow nicht unterschrieben hatte, sodaß ein Feldjäger mit dem Schriftstück nachgesandt werden mußte. Sogar die Schlüssel der Chiffren waren in Berlin vergessen worden, und die eingehenden Depeschen konnten nicht einmal gelesen werden. Das Schreiben, worin der König dem Kaiser Alexander von dem in Osterode gefaßten Beschluß Kenntnis gab, ging erst fünf Tage nachher nach Petersburg ab. Es mag dies daran gelegen haben, daß Haugwitz, der immer ein entschiedener Gegner der Anlehnung an Rußland gewesen war, bis zur Entscheidung vom 21. November den auswärtigen Dienst versah und erst da um seine Entlassung bat.

Bei den obwaltenden Verhältnissen, unter denen Preußen ganz auf Rußland angewiesen war, konnte freilich ein Minister nicht im Amte bleiben, gegen den der Zar seine Abneigung und sein Mißtrauen so oft und so offen ausgesprochen hatte. Hatte der russische Hof doch schon seit dem September wiederholt, auch durch die Vermittlung der Königin, die Entfernung von Haugwitz, Beyme und Lombard herbeizuführen gesucht. Überhaupt gingen neben den sorgenvollen Entscheidungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik und der militärischen Lage die Kämpfe um die Gestaltung der obersten Regierungsinstanz in Preußen unausgesetzt fort. Bei der Entlassung von Haugwitz machten sich die Gegensätze, die zur Denkschrift vom 2. September geführt hatten, von neuem mit voller Kraft geltend. Schon am 20. November, also vor der Entscheidung in Osterode, hatte der König Stein das Ministerium des Auswärtigen interimistisch antragen lassen, „weil sich Graf Haugwitz um eines Augenleidens willen auf eine Zeit lang von Geschäften zurückziehen müsse“. Stein schlug den Gesandten in Petersburg, Grafen von der Goltz, vor und später auf erneuten Antrag des Königs Hardenberg, der bei dem Monarchen in voller Ungnade war, fügte aber hinzu, eine Abhilfe in den Mängeln des Dienstes sei nur möglich, wenn der König unmittelbar mit einem aus den Ministern zusammengesetzten Staatsrat die Geschäfte leite. Der König gab zum Teil nach und ließ durch Beyme eine Denkschrift ausarbeiten, der zufolge an Stelle des von Stein vorgeschlagenen Staatsrats die Minister des Auswärtigen, des Krieges und ein Minister der innern Angelegenheiten in einem Conseil die wichtigsten Staatsangelegenheiten mit dem König erledigen sollten. Nur die Hilfe eines Kabinettsrats wollte der König nicht aufgeben und sich von Beyme nicht trennen, der zur Führung des Protokolls und zur schleunigen Ausfertigung der königlichen Befehle an

dem Conseil teilnehmen sollte. Die Verhandlungen zogen sich sehr lange hin, der König griff endlich auf Hardenberg zurück und ließ sich durch General Rüchel, den er zum Gouverneur der Provinz Preußen ernannt hatte, bestimmen, Hardenberg das Auswärtige zu übertragen. Das Innere sollte an Stein fallen, der aber mit voller Bestimmtheit erklärte, die gleichzeitige Existenz des Kabinetts und des Conseils sei unzulässig, ein Widerspruch in sich selbst und absurd, „eine Einrichtung, an der sich ein vernünftiger Mensch nicht beteiligen könne“. Am 19. Dezember entschied sich der König endgiltig für die Bildung eines Conseils. Aber ehe dieser neue Organismus noch in Funktion treten konnte, brach der Konflikt mit Stein aus, der am 3. Januar 1807 zu dessen Entlassung führte. Die unmittelbare Ursache war gewesen, daß der König bald nach dem Einzug der Franzosen in Berlin die königliche Bank ohne Vorwissen ihres Chefs, des Ministers vom Stein, angewiesen hatte, dem Hofmarschallamt Zahlungen bis zum Betrage von hunderttausend Talern für die Aufnahme des französischen Kaisers zu leisten. An Stein erging aus Berlin die Anfrage, ob diese Ausgaben fort-dauern und wie es mit den Zahlungen weiter gehalten werden solle. Stein ließ das Schriftstück, ohne sich zu äußern, an das Kabinet weiter gehen und lehnte, als es ihm wiederholt durch den General von Rötzig im Auftrage des Königs zur Äußerung vorgelegt wurde, ein Eingehen darauf ab, ihm sei darüber nichts bekannt, die Sache gehöre vor den Minister des Auswärtigen. Es sei beispiellos, daß man dem Sieger, der alle Hilfsquellen des Landes in seiner Gewalt habe, auch noch aus geretteten Fonds freiwillige Beiträge leiste. Das Ende war dann das bekannte Schreiben des Königs an Stein, worin er ihn als „einen widerpenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener“ bezeichnete, der „auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handle“. Stein gab seine Entlassung, die umgehend angenommen wurde.

Eine definitive Ordnung erfuhr die Verfassung der obersten Staatsbehörden erst in den Jahren 1808 bis 1810. Es ist hier deshalb so ausführlich auf diese Gegensätze eingegangen worden, weil die Verhältnisse, die ihnen zugrunde lagen, die eigentliche Ursache der großen Katastrophe sind. Die Verfassung der Armee an sich, soviel an der Ausbildung gegenüber der französischen Fechtweise sowie in mancher andern Hinsicht auch zu wünschen übrig war,*) wäre an sich noch kein Grund für eine Niederlage gewesen, am allerwenigsten hätte dieser eine Schlachttag zur Zertrümmerung des Heeres und der Monarchie zu führen brauchen, wenn die Vorkehrungen für den seit mehreren Jahren drohenden Krieg in militärischer wie in politischer Beziehung mit mehr Um-

*) Lettow-Vorbeck bezeichnet zum Beispiel in seinem vorzüglichen Buche über den Krieg von 1806 und 1807 das Fehlen der Mäntel bei der Infanterie als eine wesentliche Ursache der Zerstörung (I, 59). In der Tat wurden in den Berliner Zeitungen Geldsammlungen für Soldatenmäntel veranstaltet, als die Armee schon vor dem Feinde stand.

sicht und mit mehr Anpassung an den Gegner getroffen worden wären, mit dem man zu tun hatte. So aber war die politische Niederlage des Staates schon lange vor Ausbruch des Krieges entschieden. Seit der Entsendung Lombards nach Brüssel im Jahre 1803 zu Napoleon hatte dieser ein hinreichendes Bild der Kräfte gewonnen, die im preussischen Staatswesen leitend tätig waren. Lombard hatte er nicht für ernst genommen, und daß der König gerade ihm einen solchen Mann schickte, erschien ihm charakteristisch für die gesamte Handhabung der preussischen Politik, die er nun mit leichter Mühe unter geschickter Benutzung ihrer Schwächen Schritt für Schritt in die Zwangslage brachte, sich entweder seinem Willen zu unterwerfen oder die bewaffnete Entscheidung unter ungünstigen Verhältnissen suchen zu müssen.

Gewiß hat die Periode der Stein-Hardenberg'schen Reformgesetzgebung viele gebundene Kräfte im preussischen Staatswesen frei gemacht, die wenig Jahre später in den Befreiungskämpfen zur vollen Geltung kamen. Aber so hoch man die Wirkungen der Reformperiode nach dieser Richtung hin auch einschätzen will, es sind doch schließlich nur vier Jahre gewesen, innerhalb deren sie unter dem Druck der Zeitverhältnisse, der französischen Belastung des Landes, kurzum gegen Widerstände aller Art langsam zur Geltung kamen. Neben ihnen wirkte der Haß und die ungeheure Erbitterung, die die französische Unterjochung wachgerufen hatte, moralische Kräfte, die doch nur in einem gesunden Volkskörper leben können. Gerade die glorreiche, von Volk und Heer freudig getragene Erhebung im Jahre 1813, aus der tiefsten Volksseele hervorgegangen trotz der ungeheuern Opfer, die sechs Jahre lang das Land und seinen Wohlstand erschöpft hatten, beweist, daß das Preußen von 1806 im Kern gesund war, und daß nur Geist und Form der Staats- und Heeresleitung der durch die französische Revolution und ihre Folgen veränderten Zeit nicht mehr angepasst waren. War der Zusammenbruch ohnegleichen gewesen, so war es sechs Jahre später auch die Erhebung. Der unbefangene historische Rückblick nach hundert Jahren berechtigt die Enkel heute zu der Auffassung, daß wenn die Schlacht bei Jena einerseits die Wirkung von Ursachen gewesen ist, die rechtzeitig zu beseitigen einer weitschauenden Regierung sehr wohl möglich gewesen wäre, sie andererseits wiederum selbst zur Ursache segensvoller Wirkungen geworden ist, deren wir uns noch heute in dem ungestörten Frieden des geeinten Deutschen Reiches erfreuen. Das Unglück wurde zur Quelle des Heils. Wie dem über das Schlachtfeld von Jena dahinwandernden Schlossergesellen Dreyse ein aufgefundenes preussisches Gewehr den Anstoß zur spätern Erfindung des Zündnadelgewehrs bot, mit dem Preußen nach sechzig Jahren die siegreichen Einigungskämpfe führte, so ist von jenem Tage und von jenem Schlachtfelde auch die politische Wiedergeburt Preußens und damit Deutschlands ausgegangen. Darum können wir am 14. Oktober an die Gräber der in der Doppelschlacht Gefallenen, wenn auch mit Ernst und Wehmut, so doch in dem stolzen Bewußtsein treten, daß sie nur den Anfang des Weges bezeichnen, der im Januar 1871

vor Paris geendet hat. Es waren harte Lehren. Aber wohl dem Herrscherhause und dem Volke, die in dieser Schule der Prüfungen so viel gelernt haben und diese Lehren gewiß für alle Zukunft beherzigen werden! Was uns 1806 fehlte, was wir 1813 hatten, und was uns hoffentlich für alle Zeit erhalten bleiben wird, ist, daß an der höchsten Spitze des Staatswesens ebenso wie im innersten Volkskörper „ein Herz schlägt, das seiner Sache gewiß ist“.

H. J.



Großherzog Friedrich von Baden in Versailles

5



Am 3. Dezember, an welchem Tage durch den bayerischen Königsbrief die Kaiserfrage an die Person König Wilhelms unmittelbar herangetreten war, war damit nunmehr auch die Entscheidung über die höchste Frucht des Krieges ausschließlich in seine Hand gelegt. Nicht mehr die Verfassungsfrage, sondern die persönliche Frage, der König selbst, trat damit in den Vordergrund.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß König Wilhelm, der sich in Versailles doch hauptsächlich als Oberfeldherr fühlte, und zwar mit dem vollen Gefühl der Verantwortlichkeit für die Geschichte Deutschlands, alles andre hinter die militärischen Fragen des Augenblicks zurücktreten ließ. Diese aber hatten sich gerade um den 3. Dezember in recht ernster Weise gehäuft. Am 1. und 2. Dezember war die große Ausfallschlacht bei Champigny geschlagen worden, fast wäre Graf Holnstein mit seinem historischen Briefe von Lagny aus in die Schlacht hineingeraten. Die taktischen Ergebnisse ließen sich am 3. Dezember in Versailles noch keineswegs mit Sicherheit übersehen, die Franzosen hatten abermals mit drei bis vier Armeekorps Stellung genommen und die Sorge vor einer Durchbrechung der dünnen Einschließungslinie war noch am 4. Dezember keineswegs gehoben. An der Loire hatte am 28. November die siegreiche Schlacht bei Beaune la Rolande stattgefunden, unter hervorragenden Leistungen der deutschen Truppen. Ihr war am 2. Dezember die Schlacht von Voigny gefolgt, über die dem Könige im Laufe des Tages die erfreulichen Meldungen des von ihm zu der Armee des Prinzen Friedrich Karl und der Armeedivision des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin entsandten Flügeladjutanten Grafen Waldersee vorlagen. Aber es standen nun die Kämpfe um die Wiederbesetzung von Orleans bevor, gegen das vorzugehen der König am 2. Dezember befohlen hatte, Kämpfe, die gerade am 3. und 4. Dezember stattfanden, und deren Ausgang auch auf die Belagerung von Paris von Einfluß sein mußte. Man begreift, daß dem Könige diese Sorgen viel näher lagen als die Frage der Kaiservürde, und aus seiner ersten militärischen Stimmung heraus ist es zu verstehen, wenn er zum Kronprinzen bemerkte, der